

FRED BREINERSDORFER

SEILVERWANDSCHAFTEN



POLITHTHRILLER

DONNERSTAG, 7.2.

Sie erledigte die Handpflege nebenher, denn ihr Blick war derartig auf den Bildschirm des Laptops auf ihrem Schoß fixiert, als würde auf dem Rechner etwas völlig Neues, Unbekanntes laufen. Aber Kimh hatte den Film schon unzählige Male gesehen, in ihrer Fantasie, durch die Linsen der Kamera, im Rohschnitt, in der Vertonung, in der Mischung und unzähligen kritischen Durchsichten. Ihre Zunge spielte mit ihrer Oberlippe und den Zähnen, nicht aus Spannung, sondern aus Interesse, ob sie nicht doch noch irgendeine Kleinigkeit ändern, verbessern oder ausmerzen musste. Nur für wen? Das breite Publikum jedenfalls würde diesen Film nicht zu Gesicht bekommen.

Es klingelte. Kimh fuhr aus ihrer Konzentration hoch. Sie drückte auf *Pause*, schwang ihre Beine von der Sessellehne und stellte ihr Laptop zur Seite. Sie gönnte ihren knallroten Nägeln einen kurzen, kritischen Blick. Dann ging sie zur Tür. Durch den Spion sah sie einen jungen Mann in ihrem Alter in einem eigenartig unmodern geschnittenen Trenchcoat, eher einem Sommermantel, und mit einer Strickmütze. Er sah aus wie einer der vielen Einwanderer aus dem Süden, die in Berlin leben. Der Mann hantierte mit einer Art Ausweis herum. Den hielt er aufs Geratewohl vor die kleine Linse in der Tür. Im Fischauge waren Schrift und Foto extrem verzerrt und nicht genau zu erkennen.

Kimh zog ihren billigen Steppmantel von Tchibo über. Sie öffnete die Tür nur, weil sie selbst als Studentin für die *Malteser* Kliniken geputzt und Spenden für neue Rettungsfahrzeuge und Ausrüstung gesammelt hatte. Sie hatte das Gefühl gehasst, vor einer Tür zu stehen, im Blick einer anonymen Person, um dann einfach abgewimmelt zu werden. Kimh kannte den Mann im Hausflur nicht.

„Bitte?“

„Guten Abend. Sind Sie Frau Bartholdy?“ Sein Deutsch war holperig. Er kam aus der spanischsprachigen Welt, nach dem gelispelten ‚s‘ zu schließen. Aber es hörte sich nicht an, als hätte der Mann sein Deutsch auf der Straße gelernt. Eher in einem Goethe-Institut irgendwo auf der Welt.

„Ja.“

„Kann ich hereinkommene, ich muss schnell einemale dem Warm- und Kaltwasser ablese’?“

Er grinste und sah diskret an der jungen Frau hinunter. Unter dem Mantel kamen schlanke nackte Beine und Füße zum Vorschein. Sie roch nach einem herben Eau de Toilette, frischem Nagellack und war sorgfältig frisiert und geschminkt. Seltsame Erscheinung in einem Haus, wo Adidas-Latschen, verbeulte Trainingshosen und fleckige Sweatshirts so eine Art Uniform waren.

„Jetzt?“ Es war halb sechs.

„Abends sinde die meiste’ im Hause.“

Kimh hatte keine Lust, einen fremden Mann in ihre winzige Küche zu lassen, wo die Zähler über der Spüle an der Wand montiert waren.

„Ist jetzt schlecht. Kommen Sie bitte morgen mit dem Hausmeister wieder,“ sagte sie in freundlichem Ton.

Der Typ schien zuerst enttäuscht, grinste dann. Ihr war egal, was er sich zusammenreimte. Sie wünschte einen guten Abend und schloss die Tür.

Auf dem kurzen Weg zurück zu ihrem Sessel hielt sie an, überlegte. Kimh ging zurück zur Tür und blickte noch einmal durch den Spion. Der Mann war verschwunden. Sie öffnete. Der Hausflur mit seinen fünf identischen Wohnungstüren war leer. Der Aufzug schlurfte nach unten. Komisch! Ob der Typ vorher bei den Nachbarn geklingelt hatte und erst am Schluss zu ihr gekommen war? Aber ihr kleines Apartment war das Mittlere. Ist das logisch? Warum las nicht der Hausmeister wie immer die Zähler ab? Kimh spielte den kleinen Vorfall innerlich herunter, sie hatte heute Abend besseres vor, als die Frage zu klären, wer zum Ablesen kam. Vielleicht war der Mann neu und musste die Leute im Haus erst kennen lernen. Kimh fiel allerdings auf, dass er ihr nicht den Ausweis gezeigt hatte, den er vor die Linse des Spions gehalten hatte. Egal. Die Tür war zu. Der Typ war weg.

Kimh zog ihren Mantel wieder aus und startete mit voller Konzentration erneut ihren Dokumentarfilm mit Einstellungen in schwarz-weiß. Sie zeigten eine hoch aufragende verfallende Staumauer in einem bizarr engen Gebirgstal. Kimhs kommentierende Stimme war im Off zu hören:

„Ziel des Projekts für diese gigantische Staumauer im Vajont-Tal in den Dolomiten war die Bereitstellung großer Wasserreserven, um genügend Strom für die Region Venedig zu erzeugen.“

Es folgten kurz Fotos und zeitgenössisches Archiv-Filmmaterial, Footage von den Bauarbeiten, von braun gebrannten Männern ohne Helm und mit nackten Oberkörpern, hoch oben auf hölzernen Gerüsten. Atemberaubend. Dann wieder Kimh:

„Der Bau der damals höchsten Doppelbogenstaumauer der Welt beginnt 1957. Am 2. Februar 1960 wird die erste Teilfüllung des Sees bis auf 600 Meter über dem Meeresspiegel durchgeführt. Am 4. November 1960 rutschen 700.000 Kubikmeter Gestein in den noch leeren Stauraum. Trotzdem wird weiter gebaut. Schlampige Expertisen ermutigten dazu. Knapp drei Jahre später: Am 9. Oktober 1963 um 22:39 Uhr löst sich ein 3 km langer Berghang, stürzt in den inzwischen gefüllten See und füllt ihn fast zur Gänze.“

Plötzlich erschien auf dem Bildschirm die digitale Animation eines gewaltigen Bergrutsches in den Stausee, der daraus hochgepressten Wassermassen und einer gigantischen Woge, die über die Staumauer brandete und durch die angrenzenden Täler jagte, alles niederriss und unter Schutt und Geröll begrub, Häuser, Autos, Straßen, Grenzmauern, wirklich alles, sogar ganze Kirchen.

Kimhs Stimme erläuterte: „Ein riesiger Tsunami aus 25 Millionen Kubikmetern Wasser donnert über die Mauer und stürzt talauswärts direkt auf Longarone zu. Das Städtchen und einige umliegende Ortschaften werden vollständig zerstört. Fast 2000 Menschen finden den Tod. Die Mauer selbst bleibt unbeschadet, wie ein zynischer Triumph der Ingenieurskunst.“

Ein harter Schnitt im Film. Nun erschien auf Kimhs Bildschirm in bunt und HD eine aktuelle Aufnahme der heute verrotteten Staumauer.

„Seitdem ist der See leer. Auf dem abgerutschten Berghang steht eine Kapelle. - Die für den Tod von 2000 Menschen Verantwortlichen sind nur mangelhaft, wenn überhaupt zur Rechenschaft gezogen worden.“

Das war die Zustandsbeschreibung, die Bilanz. Kimh fand alles okay, sie brauchte daran nichts zu ändern. Sie fuhr den Schnitt vor bis zur neuralgischen Stelle des Films.

Ein Zeitzeuge, Ingenieur Lombardi, ein älterer Italiener mit noch auffällig dunklen Haaren, saturiert, in gutem Anzug, stand an einer Stelle mit eindrucksvollem Blick auf die gigantische, zwecklos-starre Ruine der Staumauer. Er war schon vorher in einer Bauchbinde als ehemaliges technisches Vorstandmitglied der *Energieallianz Oberitalien* vorgestellt worden. Lombardi sprach in harschem Tonfall. Es klang, als habe er denselben Satz schon sehr oft so formuliert. „Ich bin in dem Prozess von 1968 freigesprochen worden. Und zwar ohne Wenn und Aber.“

Umschnitt auf Kimh, die dem Zeitzeugen ein paar Fotokopien von Dokumenten reichte.

„Das hier ist doch Ihre Unterschrift?“ hörte man sie sagen.

Der Mann blätterte in den Papieren, orientierte sich, warf einen genaueren Blick auf die letzte Seite, erkannte die Brisanz des Papiers. Die Kamera zoomte ganz langsam auf sein Gesicht. Sein Mund wurde trocken, er räusperte sich. Die Aufnahme lief ungeschnitten weiter.

„Was soll das ... wo haben Sie das überhaupt her?“ Lombardi starrte auf das Papier.

„Sie waren der verantwortliche technische Leiter. Sie hätten das Tal rechtzeitig evakuieren lassen müssen. Aber dann wäre das größte technische Meisterwerk Italiens der internationalen Kritik und Lächerlichkeit preisgegeben gewesen. Aber Sie hätten 2000 Menschen retten können. 2000! Wie viel Leid hätten Sie den Angehörigen erspart, wenn Sie ein bisschen Zivilcourage aufgebracht hätten!“

Lombardi rang nun um Fassung. „Aber es hat doch niemand wirklich damit gerechnet, dass es einen derartigen Bergrutsch gibt, ... so gewaltig ... und so viele Tote“, stammelte er. „Ich war damals noch sehr jung, müssen Sie wissen. Natürlich habe ich die Verantwortung gekannt. Und meinen Sie, mich hat das Ganze jemals losgelassen? Meine Nächte ... ich ... mein Leben ...“

Der Mann weinte. Die Kamera hielt unerbittlich drauf.

Das war das Ende des zweiten Dokumentarfilms, den Kimh Bartholdy gedreht hatte. Kein Kommentar mehr, keine Bilder von den Friedhöfen im Tal, keine

Aufnahmen von Opfern oder Hinterbliebenen. Der Zusammenbruch des Schuldigen vor laufender Kamera war der Triumph ihrer Arbeit. Dem war nichts mehr hinzuzufügen, das dachte Kimh damals, als sie sich für diesen Schluss entschied. Aber das war nicht richtig.

Ihre erste Dokumentation war ihr Abschlussfilm an der Filmhochschule *DFFB* in Berlin, im Filmhaus in der Potsdamer Straße. Kimh mochte ihren ersten Film nicht so sehr, ein Feature über junge Leute, die von den Abfällen der Supermärkte lebten, Joghurts, Würstchen, Käse mit abgelaufenen Haltbarkeitsdaten und viel Brot, Gemüse und Obst. Eine Studentin sammelte weggeworfene Orchideen und pflegte sie, bis sie wieder Blüten trieben, um sie dann zu verschenken. Das war ein rührendes Sujet, aber es war kein Kampf um die Wahrheit. Der Skandal lag auf der Hand. Keiner bestritt, dass es unerträglich war, wie viele Lebensmittel in Deutschland im Müll landeten. Sogar der Papst wettete dagegen. Keiner stellte den Sachverhalt in Abrede, weder Politiker, noch Wissenschaftler, noch die verantwortlichen Manager. Das Thema hatte Uli Meyer in der *Akte* schon auf der Agenda gehabt und *plusminus*. Es gab keine Probleme, an Informationen und Interviews zu kommen. Der Film war schnell geschnitten und pfiffig auf Pointen und Emotionen inszeniert, aber das war Handwerk. Es gab Festivaleinladungen, Preise, Beifall. So what! Kimh hatte andere Ziele.

Im Falle der Staumauer im Vajont-Tal und des Ingenieurs Lombardi hatte Kimh monatelang recherchiert und geforscht, heimlich und seltener offen mit Zeugen geredet, war unzähligen Fehlspurens gefolgt. Sie hätte ihr letztes Hemd für den Film gegeben – und so war es fast gekommen. Aber das war Kimh egal. Und eines Tages fand sie im Zeitungsarchiv des *Corriere de la Sera* in Mailand das entscheidende Papier um den Hauptverantwortlichen stellen zu können. Ein längst verstorbener Redakteur des Blattes hatte den Fall recherchiert, aber sich nicht getraut, die Sache publik zu machen. Oder man hatte ihm nahegelegt es zu unterlassen, obwohl die Beweise auf seinem Schreibtisch lagen.

Lombardi lebte in guten, aber nicht feudalen Verhältnissen. Er war ein geachteter Mann in seinem Dorf im Speckgürtel von Turin. Kimh hatte nichts gegen den Mann, jedenfalls keine persönliche Rechnung zu begleichen. Sie war der Überzeugung, dass Verbrechen dieser Dimension nicht verjähren dürfen

und dass auch Biedermänner, die sich nach ihren Taten tadellos verhielten, keinen Anspruch auf Schonung hatten.

Wenn sie einen SS-Mann ausgehoben hätte, dem man substantiiert die Beteiligung an Kriegsverbrechen oder an der Shoah vorwerfen konnte, niemand wäre auf die Idee gekommen, ihr Vorwürfe zu machen, wenn sie ihm vor laufender Kamera die Maske des Biedermanns vom Gesicht gerissen hätte. Dem Ingenieur Lombardi die Maske des verdienten und verantwortlichen Unternehmenschefs vom Gesicht zu reißen, war offenbar etwas anderes.

Sie verzichtete auf den provisorischen Abspann ihres Films und schaltete seufzend ab. Kimh ging ins Bad, schob die Kontaktlinsen unter die Augenlider, setzte sich auf den Rand der Wanne, um die Fingernägel fertig zu lackieren, zog noch einmal den Lidstrich nach, probierte und wechselte Strumpfhosen, bis sie sich in letzter Sekunde für ein blickdichtes Exemplar entschied. Nachdem sie vorsichtig in ihr Abendkleid geschlüpft war, besserte sie noch einmal die Frisur nach. Dann nahm sie den Spiegel von der Wand, hielt ihn schräg und musterte sich. Sie war nicht glücklich damit, dass sie ein Secondhand-Abendkleid für 80 Euro trug, egal, es saß einigermaßen, weil ihre libanesischen Schneiderin ein paar Abnäher enger gemacht hatte. Und die Farbe stand ihr, passte zu ihren dunklen Haaren. Wenigstens die Nägel waren perfekt, sie hatten den richtigen Rotton und harmonierten mit Kleid und Lippenstift.

Es war 18:45 Uhr als Kimh die 24-stöckige Platte Fischerinsel 10 in Berlin-Mitte verließ und zur U-Bahn Spittelmarkt stöckelte. Dort war so viel Betrieb, dass Kimh das Risiko eingehen konnte, die paar Haltestellen bis ‚Potsdamer Platz‘ schwarz zu fahren. Sie gehörte zu den Berlinern, die sich lieber mal erwischen ließen und ein *erhöhtes Beförderungsentgelt* bezahlten, als ständig Fahrscheine für 2,40 Euro zu lösen, was auch ins Geld ging. Außerdem war sie chronisch knapp bei Kasse. Als in der Mohrenstraße zwei korpulente Frauen in nahezu identischen Parkas und mit großen Umhängetaschen zustiegen, verließ Kimh vorsichtshalber den Zug, um vier Minuten auf die nächste Bahn zu warten.

Der Berlinale-Palast prunkte schon von weitem sichtbar im Schein großformatiger Filmstrahler. Autogramm-Jäger und Neugierige drängten sich im Schneeregen hinter den Absperrgittern. Das Wetter war wie immer zum

Festival: saumäßig, grau, kalt, schmutzilig. Vor dem breiten roten Teppich fuhren gewienerte schwarze BMW-Limousinen vor. Nicht nur elegante VIPs stiegen aus, auch viele Filmschaffende, die kaum einer im Publikum kannte, in ihren demonstrativ schlampigen Klamotten, aber mit gegelten Haaren. Die *Talents* des Eröffnungsfilms trafen sich in einer Suite gegenüber vom Berlinale-Palast im *Hyatt* zum Warmup und wurden dann vom Fahrservice einfach nur einmal um den Block kutschiert, um sich auf dem Roten Teppich zu inszenieren. Dann traten sie ins Rampenlicht und den Schneeregen, winkten, strahlten.

Der mächtige Festivalchef Dieter Kosslick empfing jeden Einzelnen mit einer Umarmung wie einen verirrtten Sohn oder eine verlorene Tochter. Die Schauspielerinnen trugen ausgefallene Roben, eine wie die andere viel zu dünn für das Wetter. Wenn sie auftauchten, flackerten von allen Seiten Blitzlichter. Sie posten, lächelten, beantworteten belanglose Fragen, fügten brav hinzu von welchem Label sie ihr Kleid des Abends trugen und waren froh endlich ins Palais zu kommen, wo noch einmal Fotografen in dichten Reihen standen. Der Photocall. Ein nervtötendes Geschrei brandete jedes Mal auf, wenn die Prominenz erschien, weil jeder Fotograf einen Blick in seine Kamera erwischen wollte. Wer nicht so prominent war, schlängelte sich durch die Fotoshow, wurde genauso von Dieter Kosslick umarmt und eilte sich ebenfalls ins Warme zu kommen.

Kimh versuchte mit halb durchnässten Stöckelschuhen an den livrierten Männern von der Kontrolle am seitlichen Eingang für geladene Gäste vorbei zu schlüpfen. Schade, diesmal klappte es nicht. Kimh wurde drei Mal höflich und nachdrücklich in den Schneeregen zurück geschickt. *No chance*. Wer nicht dazu gehörte, musste als Zaungast halt draußen im Schneematsch bleiben wie Kimh Bartholdy an diesem Eröffnungabend. Autogrammjäeger streckten ihre Alben bettelnd den Leinwandgrößen entgegen, andere hofften, ein annehmbares Digitalfoto als Beute mit nach Hause zu bringen.

Dabei hätte Kimh in einer der schwarzen Limousinen sitzen können, denn ihr Longarone-Film hatte echte Chancen gehabt, mindestens in einer der Nebenreihen des Festivals zu laufen. Beispielsweise im ‚Panorama‘, wo Madonna ihre erste Regie *Filth and Wisdom* vorgestellt hatte. Es gibt schlechtere Auftritte für Filmemacher. Aber Kimhs Film war schon vor dem Festival aus der Öffentlichkeit verbannt worden. Ihr Verleiher hatte ihn einfach

zurückgezogen. Die Wahrheit trifft eben nicht immer auf die erforderliche Zustimmung. Und wer sich darum kümmert, dass die Wahrheit ans Licht kommt, zieht schon mal die Arschkarte, dachte Kimh bitter, als sie sich unter die Arkaden des Hyatt zurückzog und überlegte, auf welchem Weg sie doch noch ohne Einladung in die Eröffnungsveranstaltung kommen könnte. Vielleicht gab es hinten herum eine Chance?

Kimh trat hinaus in das inzwischen dichter gewordene Schneetreiben und ging, vorsichtig Matschpfützen am Boden ausweichend, um den Block am Marlene-Dietrich-Platz herum. Und tatsächlich standen zwei große Lieferwagen mit dem Logo einer Feinkostfirma rückwärts vor einem sperrangelweit offenen Tor. Zwei Männer in dicken Mänteln und mit Fahnen ihres in der Kälte kondensierten Atems vor dem Mund, schoben Metallwagen mit Cateringtablets in den Regalen auf die hydraulischen Rampen der Fahrzeuge und von dort rasselnd weiter in den Berlinale-Palast. Ein Securitymann vertrat sich die Füße und schaute den Arbeitern zu. Kimh schlug den Kragen hoch, eilte sich, hinter dem Mann vorbei zu kommen und rief nur kurz:

„Service, bin spät dran“.

Der Mann nickte. Niemand kümmerte sich um die schlanke, große Frau, die in den langen unterirdischen Flur trat, durch den die Blechwagen mit dem Essen schepperten. Kimh schaffte es, ohne angesprochen zu werden an den hektisch arbeitenden Serviceleuten in der provisorischen Küche vorbei, durch den Zugang zum Parkett links in die offene Halle des Festivalpalastes. Treppen schwangen sich durch den freien Raum und führten zu terrassenartigen Balkonen, von wo man in das große Kino kam. Überall standen die rund 1.500 Eröffnungsgäste, Gläser in den Händen, und begrüßten sich. Bussi hier, Bussi da. Man kannte sich. Ganz Berlin natürlich, ganz München und dann noch der Rest der Welt. Kimh nahm ein Glas Wasser von einem Tablett, nachdem sie Mantel und Schal abgegeben und ihre Frisur auf der Toilette gerichtet hatte. Sie hätte gerne etwas gegessen. Aber das Büffet wurde erst nach der Zeremonie und der Vorstellung des Eröffnungsfilms freigegeben.

Kimh kannte einige der Leute vom Sehen. Die Kontakte waren belanglos wie Freundschaften bei Facebook. Man nickte sich zu, wechselte ein paar Worte, stöhnte über das miserable Wetter. Kimh wusste nicht, ob sie es sich nur einbildete, aber ein paar Bekannte übersahen sie oder schauten sogar

demonstrativ weg. Dass ihr Verleiher, ein drahtiger winziger Mann mit ultramarinblauem Seidenschal sie schnitt, war selbstverständlich, aber was hatte sie ihm und den anderen getan?

Es gibt Leute, die behaupten, die Filmbranche hätte keine Moral, sie bestünde nur aus Geldgier und Eitelkeit. Kimh dagegen bekam zu spüren, dass man Anstand und Moral im Filmbizz auch schon mal wie eine Monstranz vor sich her tragen konnte. Anscheinend war sie mit ihrem Longarone-Projekt Objekt einer Art moralischen Exorzismus geworden. Man war sich offenbar einig, dass die junge Filmemacherin Kimh Bartholdy in Acht und Bann gehörte.

Nur Alexander Sobeck umarmte sie, wie eine alte Freundin. Sie hatten zusammen an der *DFFB* studiert. Er Kamera, sie Regie. Er hatte mit seiner zweiten Arbeit für ein *Debüt im Dritten* den *Deutschen Kamerapreis* bekommen. Alex gehörte jetzt dazu und hatte so viel zu tun, dass er es sich aussuchen konnte.

Er sagte: „Geil, dass Dieter dir ne Einladung trotz all dem Stress mit deinem Film geschickt hat.“ „Dieter“ war der Festival-Chef Kosslick.

„Ja, ... cool.“ Kimh konnte ja schlecht zugeben, dass sie hinten durch die Küche gekommen war.

Das Gespräch stockte. Alexander blickte auf seine Schuhspitzen und sagt: „Du drückst mir die Daumen für unseren Film, okay?“

„Okay ... ja. Unbedingt!“ Kimh kreuzte die Finger, wie es die Amerikaner machen.

„Ja dann ... wir sehen uns ... du und wegen deinem Barschel drück' ich dir die Daumen“.

Kimh schlenderte ein paar Minuten alleine an den vielen Gästegruppen vorbei. Wieder schien es ihr, als schauten ein paar Leute weg, die sie kannte. Kimh konnte sich denken warum. Einmal hörte sie sogar, wie ein bulliger Regisseur mit NY-Basecap grinsend den Namen Barschel aussprach, als sie hinter ihm vorbei ging.

Als sie Wally Grafenberg, eine Produzentin in gesetzten Jahren, sah, hoffte Kimh, dass sie endlich jemanden gefunden hatte, der sich mit ihr unterhalten würde, so dass sie mit ihr an der Kontrolle vorbei wie zufällig ins Kino schlendern könnte, wo immer ein paar Plätze frei blieben, wenn man nur lang genug wartete, bis alle saßen. Kimh hatte bei Wally nach dem Studium ein Praktikum gemacht. Umsonst, aber viel gelernt. Sie war mit Wally und ihrem kleinen Team gut klargekommen.

„Hi Wally, geht's gut?“ Kimh hatte ihr strahlendstes Lächeln aufgesetzt, als sie Wally ansprach, die gerade ihr Sektglas von einem Kellner bis zum Rand nachfüllen ließ. Doch statt einer Begrüßung sagte Wally:

„Dass du dich hierher traust? Charakter zeigt das nicht.“ Wally drehte sich so abrupt um, dass der Prosecco in ihrem Glas fast überschwappte und wandte Kimh den Rücken zu. Demonstrativ. Unmissverständlich.

Wirklich gefasst war Kimh nicht darauf, ausgerechnet von Wally Grafenberg derartig gedissst zu werden. Jetzt nahm Kimh auch ein Glas Prosecco. Und sie zog sich an die Brüstung der mittleren Terrasse zurück, von wo man die Vorfahrt beobachten konnte. Die Premierengäste in Smokings und Abendkleidern strömten an ihr vorbei. Keiner ihrer wenigen Bekannten grüßte sie. Sie war nicht nur Luft. Sie war anscheinend Gift.

Unten auf dem Roten Teppich war plötzlich der Teufel los. George Clooney war mit einer Frau aus einer Limousine gestiegen, hatte sich umgedreht und winkte ins Publikum. Mädchen und Frauen kreischten, Salven von Blitzlichtern wurden abgeschossen. Clooney lächelte mit der Routine und Professionalität eines großen Stars, schrieb im Vorbeigehen Autogramme und betrat das Festspielhaus im Licht der Scheinwerfer aller TV-Sender, die bei der Berlinale akkreditiert waren. Er drehte sich noch einmal um und winkte mit einer präsidialen Geste zurück zu Publikum und Medienvertretern. Dieter Kosslick an seiner Seite strahlte. Und jeder, der ihn kannte, konnte im Geist sein schwäbisches Englisch hören, mit dem er den Gast willkommen hieß.

Das ganze Festivaltheater kotzte Kimh plötzlich unglaublich an. Sie stellte das halb volle Glas auf einen Tresen, holte ihren Mantel und ging hinüber ins Hyatt. Die holzgetäfelte, hohe Lobby war fast leer. Der Kamin brannte. Im Sushi-Restaurant saßen ein paar Leute. Nebenan brummte das Festival, hier

herrschte Ruhe vor dem Sturm. Ein paar Snobs schwänzten demonstrativ die Eröffnung und spielten mit ihren Badges, tranken Cocktails und unterhielten sich. Reiche Touristen, die aussahen wie Russen, plauderten mit ihren gepflegten Frauen. Kimh ließ sich in einen der Ledersessel fallen und beschloss, sich einen ‚Frozen Daiquiri‘ zu leisten. Den Drink hatte sie kennen und schätzen gelernt, als sie mit ihrem Exfreund Manuel in Kuba war. Bessere Zeiten, damals.

Während die Kellnerin den Drink besorgte, grübelte Kimh wie schon hundert Mal zuvor über den Tod des Ingenieurs Lombardi. Er hatte in einem, länger als ein Jahr dauernden Rechtsstreit versucht, Kimhs Film zu verhindern. Drei Wochen nachdem er in der letzten Instanz gescheitert war, hatte er sich nahe der Kapelle am Staudamm mit seiner Jagdflinte in den Mund geschossen. Kimh hatte damit nicht gerechnet, obwohl Lombardi gedroht hatte, sich umzubringen. Aber das hatte er so pathetisch und wortreich vor aller Öffentlichkeit angedroht, dass es nicht nur ihr unglaublich erschien. Sie war erschrocken und tief betroffen, als ausgerechnet ein Reporter der *BZ* sie mit der Todesnachricht nachts aus dem Bett geklingelt hatte. Sie war Fragen ausgeliefert gewesen, die sie bis heute nicht beantworten konnte. Und natürlich war sie so unerfahren und hatte sich auf das Gespräch eingelassen und falsche Antworten gegeben. Nein, keine falschen, aber missverständliche.

Nimmt man bei der Suche nach vertuschten Ursachen für den ungesühnten Tod von über 2000 Menschen in Kauf, dass sich der Schuldige tötet? Es ging ihr um Fakten, um Schuld, es ging ihr wirklich um nichts als die Wahrheit, nicht um Sühne. Darüber mussten andere entscheiden. Lombardi hätte sich doch mit seiner Verantwortung auseinandersetzen müssen, statt sich feige zu entziehen. Er hätte vor den Gerichten und in den Medien alles vorbringen können, was zum Verständnis seines offensichtlichen Versagens hätte beitragen können. Kimh war doch nicht die Richterin, dazu berufen das endgültige Urteil über Lombardi zu sprechen. Niemals hätte sie sich das angemaßt. Gerade deswegen hatte sie seine entscheidende Erklärung im Film unkommentiert gelassen. Sie hatte nicht mehr und nicht weniger getan, als Fakten zusammenzutragen. Der Täter hatte sich vor der Kamera selbst überführt.

Aber nun stand sie am Pranger und nicht der Mann, der fast 2000 Menschen auf dem Gewissen hatte!

Bei dem nächtlichen Anruf des Reporters von der *BZ* war ihr zu allem Überfluss noch herausgerutscht, was sie als nächstes plante:

„Einen anderen Skandal durchleuchten.“

„Zum Beispiel?“

„So was wie die Affäre Barschel.“

„Aha ... Barschel!“

Die Affäre Barschel! Ausgerechnet! Ein Fall, an dem sich Untersuchungsausschüsse, Staatsanwälte, die Polizei und die Medien die Zähne ausgebissen hatten. Damit hatte man nach dem Artikel in der *BZ* in der Öffentlichkeit versucht, sie zu allem Überfluss der Lächerlichkeit preiszugeben, und sie als durchgeknallt größenwahnsinnige Filmemacherin an den Pranger gestellt, die sich einbildet zu schaffen, woran alle anderen gescheitert sind.

Und weil sich Kimh auch nach Lombardis Suizid weigerte, die Schlusszene aus ihrem Film herauszuschneiden, war der Verleih abgesprungen. Der kleine Idiot mit dem ultramarinblauen Seidenschal als eitles Kennzeichen hatte den Vertrag fristlos gekündigt und den Film überall herausgenommen. Die Furcht vor einem Imageschaden war größer als die Hoffnung auf Zuschauer, die sich den Film einmal in voller Länge hätten ansehen wollen, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Warum hätte sie die Reaktion des Täters ausblenden sollen? Sprach sein Zusammenbruch vor der Kamera nicht eher für als gegen ihn? Es war das einzige Mal, dass dieser Mann offen Gefühle zeigte, wenn auch nur Emotionen für sich und sein Schicksal und nicht für die Opfer und ihre Familien. All das ging in der Debatte unter. Kein Außenstehender hatte jemals den ganzen Film gesehen, immer nur die strittigen Ausschnitte. Die konnte man inzwischen auf YouTube sehen. Mit einer Legion Klicks.

Kimh wurde trotzdem als seelenlose, sensationsgierige Jungfilmerin abgestempelt, karrieregeil um jeden Preis, auch um den eines Selbstmordes. Und die Boulevardpresse lieferte tränentriefende Berichte von der Beerdigung Lombardis und über seine Hinterbliebenen.

Kimhs zweiter Dokumentarfilm war so tot wie der Ingenieur Lombardi. Gestorben, bevor er das Licht auch nur eines Kinoprojektors sah. Dennoch

schaute sich Kimh gerne ihren Film an und hatte eine Liste mit Details, die sie ändern würde, wenn sie möglicherweise einmal das Geld hätte, selbst die DVD herauszubringen.

„Darf ich?“ Ein eleganter Mann in den Vierzigern setzte sich an ihren Tisch, nachdem Kimh ihn dazu mit einer einladenden Geste aufgefordert hatte. Er sah kultiviert aus, warum sollte er ihr nicht Gesellschaft leisten? Sie kamen ins Gespräch. Er hieß Lehmann und hatte nichts mit Film zu tun. Lehmann kam schnell auf den Punkt, noch bevor er gefragt hatte, ob Kimh etwas trinken möchte. Er habe gehört, dass man während der Berlinale in bestimmten Hotelbars die attraktivsten Huren Europas träfe.

„Sie schmeicheln mir aber, wenn Sie denken, ich sei eine der attraktivsten Huren in Europa-“ sagte Kimh und lächelte den Mann an. „Oder weshalb haben Sie mich angesprochen?“

„Rouge et noir. Sie sind sehr attraktiv, meine Liebe.“ Er lächelte. „Wie viel?“

„Wie viel bieten Sie denn für eine Nacht?“

„Mit oder ohne?“

„Wenn, dann wie die Natur es will.“

Lehmann taxierte die junge Frau im roten Abendkleid und den knallroten Nägeln und beschrieb sie für sich: „Gute Figur, Körbchengröße ... sagen wir C. Leichter asiatischer Einschlag, dunkle Haare, Augenfarbe blau, schmale, gerade Nase, schöner Mund, Grübchen, ein bisschen zu blass vielleicht ...“

Kimh wartete nun auf die finanzielle Taxe.

„Fünfhundert?“ Das war Lehmanns Angebot.

„Doch so viel ...“ Kimh zog die Augenbrauen hoch. „Wenn Sie 2.000 drauflegen kommen wir der Sache näher.“

Er lachte. „Dann halt tausend, aber mit Leidenschaft. Und mit Spermaaufnahme. Ich bin der Thorsten.“ Er hielt den Deal für abgemacht. „Was trinkst du?“

Die Bedienung brachte Kimhs ‚Frozen Daiquiri‘. Sie nahm genießerisch einen kleinen Schluck und musterte den Mann gegenüber genauso wie er sie: „Die Figur ist ja nicht mehr so das Wahre, aber ein markantes Gesicht, volle blonde Haare, guter Anzug, ohne Krawatte, elegante Schuhe, nur die Farbe passt nicht.“ Er trug braune Schuhe zum dunkeln Anzug. „Und die Brille ist ein wenig bieder. Wie groß bist du?“

„Einsachzig“. Lehmann lachte und zupfte sich verlegen am Ohr. „Und, wo gehen wir hin?“ fragte er.

Sie lächelte in sich hinein und ließ ihn schmoren. Dazu schlug sie ihre Beine übereinander und ließ einen ihrer Schuhe an der Fußspitze pendeln. Lehmann versuchte sie mit freundlichen Floskeln zu unterhalten, bis der zweite ‚Frozen Daiquiri‘ kam, den er für sie bestellt hatte, nachdem sie sich über den Preis für eine gemeinsame Nacht im *Ritz-Carlton* um die Ecke geeinigt hatten. 1.500 Euro waren für Kimh sehr viel Geld. Sie konnte ihm ansehen, dass er sich schon ausmalte, wie er sie langsam ausziehen würde. Er war bestimmt kein schlechter Liebhaber. Seine Hände waren schmal und gepflegt. Für Kimh waren die Hände der Männer wichtig. Wichtiger als eine gute Figur.

Als der Drink kam, prosteten sie sich zu. Doch statt den ersten Schluck zu nehmen, setzte Kimh ihr Glas ab und tat erschrocken. „Mein Gott, ... George.“

Lehmann fragte irritiert. „George?“

„George Clooney“, Kimh strahlte Herrn Lehmann an. „Er ist drüben bei der Eröffnung, und er geht, wenn der Film beginnt. Wir sind dann im *Borchardt*. Kimh sah auf ihre Uhr. „Schon spät, die Limo wartet draußen. Tschüss und Waidmanns Heil.“

Kimh drehte sich noch einmal am Ausgang um und sah, wie Lehmann ihr wütend nachstarrte. Ihr ‚Waidmannsheil‘ war ernst gemeint. Er würde für einen Tausender oder zwei in der Eröffnungsnacht der Filmfestspiele leicht eine Gespielin finden und die zwei Daiquiris für Kimh von der Steuer absetzen. Und falls er sie verärgert im *Borchardt* suchen würde, er hätte genauso wenig wie Kimh die geringste Chance an diesem Abend, auch nur die Spitze seines Fußes in das Lokal zu setzen, denn dort war seit Wochen alles reserviert.

Kaum war Kimh draußen im Schneetreiben, vibrierte ihr Handy. Unterdrückte Nummer. Sie ging trotzdem dran. Es meldete sich ein Mann mit dem Namen Rillinger. Er begann sofort zu handeln. Er wollte 35.000 Euro, Kimh bot 20.000, aber sie fügte sofort hinzu, dass sie im Moment schlecht reden könne. Rillinger beharrte auf einem „vernünftigen Angebot“, sonst werde er „anderweitig verkaufen“. Es gelang Kimh das Gespräch auf den nächsten Morgen zu vertagen. 10 Uhr.

Karsten Rillinger klappte sein Handy zu und ging vom mit klebrigem Schnee verwehten Parkplatz zurück ins Warme. Es war unerträglich laut in dem Lagerschuppen am Rand von Erkner, einer kleinen Stadt in Brandenburg östlich von Berlin. Rock von Bands wie *Frei Wild* oder *Bully Boys* und natürlich die guten alten *Böse Onkelz*-Stücke wurden über die Lautsprechertürme gejagt. In den Ohren von Karsten Rillinger dröhnten diese Lieder wie das anhaltende Röhren gepeinigter Tiere. Die Bässe kamen wie Tiefschläge. Er hätte lieber Märsche oder Wanderlieder gehabt. Aber keine Chance auf so einer Party, wo die Mehrzahl der Leute Glatzen hatten, Tattoos mit Nazi-Motiven, manchmal sogar mit Hakenkreuzen und SS-Runen und Sprüchen wie „Hoch auf dem gelben Wagen, sitz' ich beim Führer vorn.“ Auch mal gerne mit Schreibfehlern. Gerade grölte die Masse *Six Millions more* und *Fire the Oven*. Bierflaschen an den ausgestreckten Armen, Frauen in engen Jeans und Springerstiefeln kreischten mit. Es stank nach Qualm, Bier und Pisse und manchmal nach Gras. Ein völlig zusammengewürfelter Haufen aus Kameradschaften, Wehrsportclubs und losen Nazigruppen wurde über Flyer und das Netz zu Events dieser Art zusammengerufen, NPD- und DVU-Fuzzies seltener. Die meisten von denen galten als Weicheier, die man nicht einlud. Eingeladen wäre auch der falsche Ausdruck, denn da hätte jeder noch die freie Entscheidung, ob er kommen wollte oder nicht.

Wer den Ruf zu einer Party wie in dieser Nacht in Erkner bekam, für den war es Pflicht und Ehrensache hinzufahren. Die Polizei bekam die Veranstaltung, wenn überhaupt, viel zu spät mit. Ganz zu schweigen vom Berliner Staatsschutz. Die Orte wechselten ständig. Mal eine Wohnung in Lichterfelde, mal ein Abrisshaus im Wedding, mal ein ehemaliger DDR-Jugendclub in Marzahn, im Sommer auch oft das Ufer eines der unzähligen Seen in der Umgebung von Berlin und

seltener an Wochenenden. Die waren für Aufmärsche und Wehrsportübungen reserviert.

Wenn der Morgen graute, sah es aus wie auf einem Schlachtfeld. Vom Saufen und Grölen Bewusstlose oder von Schlägereien Verletzte wurden von Kameraden abtransportiert und üblicherweise ohne ärztliche Hilfe versorgt.

Karsten Rillinger kannte das System, war vernetzt, aber sehr vorsichtig. Er vertraute darauf, dass nicht herauskam, dass er sich zu den Kameradschaften und deren Partys hingezogen fühlte. Deswegen wechselte er seine Identität im Netz ständig und fragte seine gmx-Inbox nur aus Internetcafés ab. Es ging niemanden an, was er privat trieb. Er war Angestellter beim TÜV. Sein Boss war ein in seinen Augen verkommener CDUler und hatte etwas gegen die Nationale Rechte. Rillinger konnte sich deswegen nicht leisten, dass herauskam, dass er auf Adolf Hitler stand und Reinhard Heydrich geil fand.

Rillinger stellte sich oft vor, was passiert wäre, wenn der Führer sich nicht ein paar grundfalsche Sachen hätte einreden lassen: Den Russlandfeldzug zum Beispiel. Adolf war bestimmt so klug gewesen zu warten, bis die Amis und der Tommy erkannt hätten, dass man den Bolschewismus nur zusammen mit Groß-Deutschland besiegen konnte. Aber Hinkebein Goebbels, der Fette und die anderen Idioten um den Führer herum hatten ihm die *Operation Barbarossa* eingeblasen.

Und die Sachen mit den Juden! Rillinger hatte eigentlich nichts gegen Juden. Im Gegenteil! Man hätte den Zionismus unterstützen und alle Israeliten einfach nach Palästina schicken sollen. Ihnen dort gegen die Tommys helfen. Rommel hätte Palästina aufgeräumt. Dann würden heute in Jerusalem aus Dankbarkeit Hakenkreuzfahnen wehen. Und Rillinger war überzeugt, dass man mit Juden gute Geschäfte machen konnte. Nur Deutschland muss den Deutschen gehören. Da gehörten keine Juden hin. Und die Juden könnten in Palästina ihren Kibbuzkram veranstalten. Eine Achse Berlin, Rom, Jerusalem! Und Israel hätte deutsch gesprochen.

Keinem der Chaoten auf der Party traute Karsten Rillinger zu, in der heutigen Zeit das Ruder politisch herumzureißen. Keine Disziplin, keine Moral! Sie waren zu dumm, zu versoffen und voller Drogen. Karsten hasste Koks und Gras und Ecstasy. Er trank schon seit Jahren keinen Alkohol. Er hielt sich fit. Eiserne

Disziplin, das war sein Ding. Und dennoch kam er auf diese stinkenden Partys zum Feiern, verkleidete sich sogar dafür, damit er dazu gehörte. Springerstiefel mit weißen Schnürsenkeln, Uniformhosen, eine alte SS-Jacke ohne Runen, dafür mit den Rangabzeichen eines Hauptsturmführers am Kragenspiegel. Rillinger hatte außerdem schon immer einen militärischen Haarschnitt, den er unter der Woche und bei der Arbeit zur Tarnung gelte. Und außerdem waren kurze Haare inzwischen modern. Er stand meistens still in einer Ecke und sah zu und wartete, bis er jemanden gefunden hatte. Das konnte dauern. Karsten war wählerisch. Ihm war nicht egal, wer ihn ansprach. Am liebsten mochte er Bernd, weil er ohne Diskussion Präservative benutzte und zärtlich knutschte, bevor er Karsten Rillinger auf dem Klo oder in einer Ecke richtig nahm.

Mit Bernd konnte man auch reden, nicht wirklich über Politik, wie sie sich Karsten vorstellte, aber darüber, wie verkommen der Laden war, der sich so breitmäulig „das politische Berlin“ nannte. Wie verächtlich diese Wichser waren, die diesen Staat unter sich aufteilten und dem Ami und dem Russen in den Arsch krochen. Und wie Rillinger die Kameraden der *Zwickauer Zelle* des *NSU* verehrte, die endlich einmal gehandelt hatten. Aber sie hätten besser eine Bombe in den Reichstag werfen sollen, als man noch unkontrolliert in die Kuppel konnte. Aber irgendwelche Dönertypen abzuknallen, war wenigstens ein Signal. Das ganze Politikpack jaulte auf und überschlug sich in Betroffenheitsritualen. Wenn er an die lächerliche Rumtragerei von Kerzen und die anbiedernden Reden im Konzerthaus im Februar 2012 dachte! Deutschland den Deutschen, die Türkei den Türken, war das denn so schwer zu begreifen? Es kann doch jeder nach Antalya fliegen, wenn er Döner fressen will.

Rillinger seufzte in Gedanken, stieß mit Bernd mit seiner Selters-Flasche an und brüllte ihm ins Ohr: „Einfach alle rausschmeißen. Die Arbeitsplätze für unsere deutschen Kameraden. Und gut isses.“

Bernd brüllte lachend zurück: „Ein paar von den Türken sehen gut aus. Erst ficken, dann raus.“

Rillinger grinste und ließ sich von Bernd in den Schritt fassen. Bernd passte auf, dass es niemand mitbekam. Die beiden verzogen sich hinter eine Trennwand, hinter der Sperrmüll gestapelt war und knutschten so zärtlich, wie Karsten es gerne mochte.

Als Rillinger gegen fünf Bernd mit seinem Polo durch den Schneematsch mit in die Stadt nahm, um ihn an der U-Bahn am Frankfurter Tor abzusetzen, machte er eine Bemerkung darüber, dass er in Kürze eine größere Summe erwarte. Bernd streichelte noch einmal Rillingers Schritt, bevor er ausstieg und sagte:

„Cool, dass dann wieder was geht.“

„Aber erst hole ich meine Uhr vom Pfandleiher. Aber mindestens 10.000 werden es schon für die Bewegung“, erklärte Rillinger und fuhr nach Hause, um noch kurz zu schlafen und ausgiebig zu duschen, bevor er zu seiner Arbeit beim TÜV ging.

FREITAG, 8.2.

Kimh stand in ihrer winzigen Küche und baute sich regelrecht ein Sandwich. Unten eine Scheibe Toast, darüber mehrere Salatblätter, darauf verstreut ein Esslöffel gehackte Chilis, dann eine Scheibe Räucherlachs von ‚Lidl‘ und geschnittenen Fenchel, noch mal Lachs, jetzt bestrichen mit süßem Senf und getoppt mit einer Scheibe Vollkornbrot. Es gab niemand in Kimhs Bekanntenkreis, der ihr Faible für derartige kulinarische Konstruktionen teilte. Eine kurze Beziehung war schon an ihrer Vorliebe für Chilis zerbrochen. Kimh kochte sich zum Sandwich eine Kombination aus Fenchel- und Pfefferminztee. Auch nicht jedermanns Sache. Aber Kimh lebte momentan alleine. Also was sollte es?

Während sie wartete, bis der Wasserkocher abschaltete, starrte sie abwesend auf die drei Poster an der Wand. Michael Moores Filme *Fahrenheit 9/11* und *Bowling for Colombine* und ein plakatgroßes Foto von dem fetten Dokumentarfilmer, wie er 2004 in Cannes die *Goldene Palme* für *Fahrenheit 9/11* in Empfang nahm. Sie goss nachdenklich das kochende Wasser auf die Teebeutel und presste ihr Sandwich so zusammen, dass sie hineinbeißen konnte. Ihr Blick ging weiter, hinaus über die in Grau gehüllte Stadt. Hochnebel trieb über das *Sony Gebäude* am Potsdamer Platz. Kimh wohnte im 14. Stock eines renovierten Plattenbaus aus der DDR-Zeit mit einer fantastischen Aussicht Richtung Westen, über die Friedrichstadt und das Regierungsviertel.

Ein Blick auf die Uhr. Es blieb noch genügend Zeit, bis Rillinger anrufen würde. Kimh setzte sich an den Tisch. Sie öffnete ihr Laptop, um bei *SPIEGEL-online* die neusten Nachrichten zu überfliegen und ihre Mails zu checken. Während der Rechner hochfuhr, kam ihr wieder Lehmann in den Sinn. Ausgerechnet auch noch ein „Herr Lehmann“ in Berlin.

Die neusten Meldungen im Netz waren weitgehend der Nachrichtenschnee von gestern. - Telefon. Exakt 10 Uhr. Kimh schaute auf das Display. Unterdrückte Nummer. Klar, wieder Rillinger. Er war immer pünktlich. Hoffentlich konnte man sich auch sonst auf ihn verlassen. Kimh nahm ab und begann wieder zu feilschen.

Er hatte schlechte Laune und nannte ihr eine Uhrzeit am Abend und eine Adresse in Hohenschönhausen. Dann schaltete er sein Handy aus und fuhr einen betagten Golf auf den Bremsprüfstand. Eine Türkin mit Kopftuch stand im Sicherheitsbereich und sah zu, wie ihr Prüfer wütend Gas gab.

Rillinger hatte Kimh zum ersten Mal angerufen, als ihr Skandal hochgekocht war. Irgendetwas klingelte in Kimhs Hinterkopf damals sofort bei dem Namen Rillinger. Aber die Stimme passte nicht zu dem Namen.

Der junge Rillinger wirkte damals am Telefon gehemmt, aber hartnäckig. „Mein Vater ist verstorben. Vor drei Tagen.“

„Das tut mir leid.“ Klar, sie hatte die Stimme eines alten Mannes im Ohr gehabt. Arthur Rillinger! Der Alte war ein Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR gewesen. Keine gehobene Stellung. Er war im Archiv. Sie war schon vor Longarone, auf der Suche nach einem geeigneten Stoff für einen neuen Film, auf Arthur Rillinger gestoßen. Der Sohn kam damals sofort zur Sache: „Ich habe Ihre Visitenkarte gefunden.“

„Ja?“

„Und ich habe Ihr Interview in *Deutschlandradio Kultur* gehört ... und jetzt die *BZ*. Sie machen doch so politische Themen?“

„Ich drehe Dokumentarfilme.“

Er schwieg eine Weile, dann fragte er vorsichtig: „Weiß ich doch. Da ist ja auch der Name Barschel gefallen, oder? Haben Sie was mit dem *SPIEGEL*, *Stern* oder *Focus* und so zu tun?“

„Nein.“

„Oder mit dem Fernsehen, weil Sie Dokus machen?“

„Kino, - warum wollen Sie das wissen?“ Kimh verschwieg, dass bei jeder Doku, die bei uns ins Kino kommt, auch das Fernsehen mitredet.

„Weil das Tendenzpresse ist. - Vor ein paar Monaten hat mir mein Vater gesagt, wenn er stirbt, da wäre noch was in seinen Unterlagen. Ne alte Video-CD. Es ist die einzige Kopie von einem 8-mm-Schmalfilm. Könnte sein, dass der Film die Presse interessiert.“ Nach einer Pause fügte er hinzu: „Über den Barschel. Und so viel: mit dem Film finden Sie die Leute, die den Barschel umgelegt haben. Die können Sie dann richtig fertig machen.“

Kimh stand mechanisch auf und befahl sich, ruhig zu bleiben. „Was genau ist auf der CD?“

„Barschel halt. Wie er stirbt ... also kurz davor, sozusagen. Ich denke, dass das super interessant ist, und ich würde sie verkaufen, die CD, wenn Sie nicht von der Tendenzpresse sind.“

„Ich? Tendenzpresse? Momentan habe ich genug Troubles mit den Medien“, sagte Kimh. Rillinger lachte giftig, als er das hörte, kommentierte es aber nicht. Kimh fuhr fort: „Ich bin freie Dokumentarfilmerin, und ich schau’s mir gerne gelegentlich mal an.“ Kimh wäre auf der Stelle losgefahren, aber es war immer schlecht, sein Interesse zu deutlich zu zeigen.

„Ich will den Kram bald abwickeln“, sagte Rillinger. „Treiben Sie kurzfristig 50.000 Euro auf und wir reden weiter.“

50.000 Euro? Das war ein utopischer Betrag für Kimh. Als der Mann wieder anrief, begann sie zu handeln, pokerte, er könne doch zur Tendenzpresse gehen und spürte am Telefon, wie sehr er sich dagegen sträubte.

Der Fall des Uwe Barschel. Einer der größten Politskandale nach dem Krieg in Deutschland. Das Mysterium seines Todes. Mord oder Selbstmord? Und wenn

es Mord war, wer waren die Täter? Wo lag ihr Motiv? Das sind die Stoffe, von denen jeder Dokumentarfilmer träumt.

Aus Zweifel an der Suizid-Version und auf Betreiben der Familie Barschel hatte die Lübecker Staatsanwaltschaft 1995 ein „Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt“ wegen Verdacht des Mordes an Uwe Barschel eingeleitet. Die Ermittlungen wurden allerdings 1998 auf Anordnung der, dem Landesjustizministerium unterstellten, Generalstaatsanwaltschaft in Schleswig eingestellt. Der Leiter der Untersuchung, Oberstaatsanwalt Wille, kämpfte vergeblich gegen den Abbruch des Verfahrens. Er verfasste einen 250-seitigen Ermittlungsbericht, der mehr Fragen aufwarf als beantwortete. Endlose Querelen zwischen dem „General“ und Wille, dem Chef der Staatsanwaltschaft Lübeck, folgten. Sie gipfelten in einer blamablen Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts.

Danach herrschte eine Art Friedhofsruhe, wenn man davon absieht, dass Reporter den BND auf Herausgabe der Barschel-Akten nach Ablauf der Schutzfrist bis zum Bundesverwaltungsgericht verklagten. Mit dem 8-mm-Film und einer gelungenen Dokumentation über den gefallenen Ministerpräsidenten müsste der Fall wieder völlig neu aufgerollt werden. Genau dahin wollte Kimh mit ihrer Arbeit. Und ein solcher Erfolg würde sie hinauf an die Spitze katapultieren.

Kimh wusste, dass angeblich ein Film über die letzten Stunden des Uwe Barschel existieren sollte. Das gehörte nicht nur zu den sich hartnäckig in den Medien und im Netz haltenden Gerüchten, die sich um den Tod des Ministerpräsidenten rankten. Es gab auch eine sehr konkrete Spur, nämlich die Aussage eines Zeugen vor der Staatsanwaltschaft Lübeck. Auf mehreren Seiten referierte der umfangreiche Ermittlungsbericht der Behörde, was ein gewisser ‚Z‘ dazu gesagt hatte, ein Mann, der unmittelbar vor dem Tod von Uwe Barschel in Genf Waffenhändler getroffen hatte, die große Schwierigkeiten mit Barschel hatten und angeblich beschlossen haben sollen, ihn zu töten. Eine Kopie des Ermittlungsberichts gehörte zum Kern von Kimhs Recherchematerial. Er war zwar als *Verschlussache Vertraulich* klassifiziert, aber er kursierte in vielen Redaktionen - allerdings in einer Fassung, in der einige wichtige Passagen geschwärzt waren. Egal, der Ermittlungsbericht war eine Art Bibel für jeden, der mit Barschels Tod zu tun hatte.

Aber so lange der Film verschollen war, falls es ihn überhaupt gab, blieb vieles Spekulation. Wer allerdings dieses Bilddokument in der Hand hatte, war einen Riesenschritt weiter. Völlig offen blieb aber, ob die CD, die Rillinger anbot, den mysteriösen Film aus dem Hotel *Beau Rivage* enthielt.

Kimh konnte vor Aufregung kaum ruhig sitzen.

Nach dem Selbstmord des Ingenieurs Lombardi und dem Skandal um ihren noch nicht veröffentlichten Film, gab es nach Kimhs Meinung nur ein faires Interview, in dem sie ausführlich zu Wort kam. Und das hatte Hajo Silberbach im *Deutschlandradio* mit ihr gemacht. Eine einstündige Sendung, in der es um die Moral des investigativen Filmemachens ging, ein Gespräch vor offenen Mikrofonen mit offenem Visier, ungeschnitten, ehrlich. Zum Abschluss hatte Silberbach Kimh gefragt, ob sie nach dem Longarone-Film aufhöre.

„Nie im Leben.“

„Was Neues? Ich habe gelesen, Sie arbeiten an Barschel?“

„Barschel ... ja ... oder vielleicht Herrhausen. Ich weiß noch nicht so genau.“ Sie wollte sich auf keinen Fall öffentlich festlegen lassen.

„Warum gerade die?“

„Wegen der Geheimnisse, die mit ihrem Tod verbunden sind.“

Dann kam die Frage, die alle stellen, wenn es um den Fall Uwe Barschel geht:

„Was glauben Sie? Ist Barschel ermordet worden?“

„Ich weiß es nicht. Aber vielleicht kann ich es rausbekommen?“

„Sie glauben, Sie sind cleverer als die Sonderkommissionen von Staatsanwaltschaft und Polizei und zwei parlamentarische Untersuchungsausschüsse?“

„Nein, das glaube ich ganz und gar nicht. Aber vielleicht habe ich Glück oder ich finde einen völlig anderen Blick auf die Sache, eine neue Perspektive. Und plötzlich geht der Knoten auf.“

„Bonne Chance“, sagte Silberbach und gab der Regie das Zeichen, den Schlusstrailer einzuspielen.

Kimh hatte nie damit gerechnet, dass das Interview von so vielen gehört werden würde. Sie war oft darauf angesprochen worden. Aber auch Leute wie der junge Rillinger hörten anscheinend gelegentlich Radio. Und plötzlich bekam sie von diesem Mann ein fantastisches, ein unglaubliches Angebot. Kimh war wie elektrisiert.

Den Film hatte noch nie ein vertrauenswürdiger Informant gesehen; aber vielleicht der verstorbene Vater von Rillinger.

Im Abschlussbericht der Staatsanwaltschaft Lübeck im *Ermittlungsverfahren gegen unbekannt, wegen Verdachts des Mordes an Dr. Dr. Barschel* wurde auf Seite 163 die Aussage eines Zeugen ‚Z‘ über jenen 8-mm-Film dokumentiert:

„Der Zeuge Z. erklärte, dass das Tatgeschehen gefilmt worden sei, und zwar von dem Iraner, der ständig im Zimmer anwesend war, mit einer kleinen Schmalfilmkamera. Auf diesem gefertigten Film soll unter anderem erkennbar sein:

Uwe Barschel wird das Geld überreicht

Barschel betrachtet die Geldscheine

es wird Rotwein getrunken

es wird der Rotwein für Barschel präpariert

der Whisky wird präpariert

Barschel wird in die Wanne gelegt.

Von diesem 8-mm-Film sollen 6 Exemplare existieren, wobei in der Bundesrepublik eine Kopie im Besitz des BND und eine Kopie beim Bundeskanzleramt vorhanden sein soll.“

So weit das Originalzitat aus dem Ermittlungsbericht der Staatsanwaltschaft.

Nach Kimhs Meinung lag es nahe, dass auch die Stasi eine Kopie besessen haben könnte. Doch nach dem Sturm der Demonstranten auf deren Zentrale in

der Normannenstraße waren eine Menge Akten und Asservate verschwunden. Viel wurde zerstört. Aber es lag auf der Hand, dass sich Mitarbeiter auch das eine oder andere Beutestück gesichert hatten, entweder um später selber besser aus der Sache heraus zu kommen, oder um andere unter Druck zu setzen.

Arthur Rillinger hatte den Sturm auf die Nachrichtenzentrale der DDR miterlebt und später nie mehr richtig in der neuen Republik Fuß gefasst. Er lebte zurückgezogen von seiner kleinen Rente. Als Kimh ihn vor zwei Monaten im Volkspark Friedrichshain ansprach, weil er am Telefon keinerlei Auskünfte gab, stellte sie es so geschickt an, dass er sie zu einem Kaffee einlud. Keine Anmache, er war ein biederer älterer Herr von knapp über 60, kurzatmig, gesundheitlich angeschlagen, einsam und froh, dass er jemanden getroffen hatte, der sich für den Angelsport interessierte. Angeblich jedenfalls. Über seinen Beruf wollte er vielleicht später mal mit ihr reden. Kimh gab ihm ihre Visitenkarte. Sie verabredeten sich beim Angelverein am *Krummen See* in Fredersdorf. Doch Rillinger erschien nicht. Von seinen Angelkameraden erfuhr sie, dass er im Krankenhaus lag. Kimh hatte noch zwei oder drei Mal versucht Rillinger anzurufen. Anscheinend war er nicht mehr auf die Beine gekommen.

Und nun war sie mit dem jungen Rillinger handelseinig. Aber sie besaß noch nicht mal den gesamten Betrag von 25.000 Euro, die sie ihm versprochen hatte. Sie hatte auf der Bank ein Sparbuch mit knapp mehr als 20.000 Euro, von dem sie momentan lebte. Extrem sparsam, so dass sie sogar in der U-Bahn schwarz fuhr, wenn es ging. Ihr Dispo auf ihrem Konto war nicht ganz ausgeschöpft. Sie hatte in einem Studio einen Gelegenheitsjob, um die Miete zu bezahlen.

Kimh benötigte nicht viel, sie lebte von der Illusion, *den* großen Film zu machen. Das trieb sie an. Sie reizten die wichtigen Filmpreise und Auszeichnungen schon ein bisschen, weniger das Geld. Aber einmal Licht in eine dunkle Geschichte gebracht zu haben, davon träumte sie. Und das umso mehr, als alle ihr nach dem Longarone-Film und dem Suizid von Lombardi jede Ethik und jedes Verantwortungsbewusstsein abgesprochen hatten. Wenn Rillingers CD allerdings nichts wert war, würde sie praktisch alles verlieren, was sie besaß. Sollte er ihr die CD verkaufen, musste sie exakt checken, ob der ganze Film, so wie in der Aussage beschrieben, auf der Scheibe war. Trotzdem konnte sie nicht sicher sein, ob ihr der Mann ein Fake andrehte. Schwierige

Sache. Das war ihr klar, als sie ihren Steppmantel anzog und ihre nachgemachten *Uggs* von *kik*. Sie ging in die Kälte hinaus zur Bank, um ihre Konten leer zu räumen.

Als Magda Schunter mit ihrem unvermeidlichen *Caffè latte to go* in den Aufzug stieg, begegnete ihr Dany, einer ihrer Mitarbeiter. Er war um die vierzig Jahre alt, trug seine Sporttasche in der Hand und roch aufdringlich frisch geduscht, wie sie fand. Gegen Mittag ging er eine Stunde ins *Holmes Place*, einen Fitnessclub für Angeber, wie Magda meinte, nachdem er die Mails und die anderen Nachrichten durchgesehen und sortiert hatte, die über Nacht herein gekommen waren.

„Libelle hat schon in aller Herrgottsfrühe angerufen, ich hab’s auf Ihren Tisch gelegt.“ Und weil der Putzmann ebenfalls zustieg, setzte Dany hinzu: „Es geht um den Softwarefehler im Betriebssystem.“

Magda Schunter konnte den letzten Satz aus ihrem Gedächtnis streichen. Sie hatte verstanden, was Dany meinte. Sie nickte kühl und drückte den Knopf für die siebte Etage. Der Putzmann plauderte während der Fahrt über den Streik bei der *BVG*. Magda blieb einsilbig und stieg aus. Sie ging zu einer Tür mit zwei Sicherheitsschlössern und Videoüberwachung. Bei einem Softwareunternehmen wie der *Schunter Digitale Dienstleistungen GmbH & Co. KG*, kurz *SDD* nicht Standard, aber auch nicht ungewöhnlich, wengleich sich die Werksspione in dieser Branche eher durch die Datenleitungen hackten als komplizierte Türschlösser aufzupopeln.

Die Geschäftsräume waren erstaunlich karg eingerichtet, fast unmöbliert. Ein Besprechungsraum, Margas Büro, ein Konferenzzimmer und vier andere Räume waren in Betrieb. Acht weitere standen mehr oder weniger leer. Sie wurden nur in Stoßzeiten benutzt. Der klimatisierte Serverraum war, wie die Eingangstür, mechanisch gegen unbefugten Zutritt gesichert. Die Büroetage in der Friedrichstraße gleich neben *Checkpoint Charlie* ähnelte auf den ersten Blick den Geschäftsräumen eines grundsanierten Softwareunternehmens, das in der Dotcom-Krise ausgemistet worden war und nun wieder auf einigermaßen soliden Füßen stand.

Auf ihrem Schreibtisch fand Magda Danys Telefonnotiz, auf der in einem Kästchen das Wort *geheim* angekreuzt war. Libelle hatte mitgeteilt, dass seine ZP, eine Abkürzung für ‚Zielperson‘, wieder Geld avisiert habe. 10.000 Euro davon sollten via Libelle wie bisher in den Nazi-Untergrund gehen. Die Partner des Ausgangsdeals hätten sich auf 25.000 Euro geeinigt. Dann folgte ein Vermerk über das Treffen am Abend in Hohenschönhausen.

So war Kimh zum ersten Mal ins Visier der ‚SDD‘ gekommen. Magda Schunter las als nächstes den Kurzbericht eines freien Mitarbeiters über eine verdeckte Überwachung von Kimh Bartholdy, dem ein erstaunlich scharfes Digitalfoto von Kimh in Steppmantel und Fellstiefeln beim Verlassen der *Volksbank* vor knapp zwei Stunden beigefügt war.

Magda studierte auf dem Foto die Handtasche der Frau, die sie lässig über der Schulter hatte. Schwer zu entscheiden, ob sie viel Geld dabei hatte. Man würde ja sehen. Neben den Zetteln lag ein Datenstick in einer Klarsichtfolie. Magda fuhr ihren Rechner hoch und zog eine MP4 Datei auf ihren Rechner. Mit großer Aufmerksamkeit lauschte sie dem Gespräch zwischen Kimh Bartholdy und Karsten Rillinger in technisch hervorragender Qualität. Sie zeichnete schließlich die Vorgänge ab und kreuzte und unter der Rubrik „Maßnahmen“ das Kästchen „Rücksprache“ an.

Während der Zeit seit Magda die ‚*Schunter Digitale Dienstleistungen*‘ gegründet hatte, war sie vielen dringend gesuchten Gegenständen auf die Spur gekommen. Darunter auch Filmen. Kein Wunder, dass es in Zeiten der Handykameras unerwünschte Aufnahmen von allem Möglichen gab. Es lagen aber noch 14 unerledigte Ermittlungsanfragen zu Filmen bei der ‚SDD‘ vor. Einer unter den Top Five betraf nach Lage der Akten den Tod Uwe Barschels. Was tatsächlich auf dem Streifen sein könnte, den Rillinger dieser Dokumentarfilmerin anbot, würde man sehen, wenn man ihn haben würde. Jedenfalls stammte er nicht aus der modernen Bilderflut. Magda war keine Frau, die ihre Fantasie unnütz anstrenge. Sie blätterte noch in dem kurz zusammengestellten Dossier über diese Bartholdy. Terroristische rechtsradikale Ambitionen hatte das Mädchen offenbar nicht. Aber sie ging anscheinend über Leichen, wenn sie einen guten investigativen Film machen wollte. Solche Zeitgenossen waren nie einfach, wenn es um geheimhaltungswürdige Dinge ging.

Die ZP von Libelle dagegen war seit 15 Monaten auf dem Radar. Außer Libelle kannte nur Magda Schunter den Klarnamen Rillinger. Bei ‚SDD‘ trug der Mann den Decknamen „Rudi“. Zuerst war er nur mit nebulösem politischen Geschwafel aufgefallen, allerdings waren seine Thesen ungewöhnlich, selbst für die ideologisch zersplitterte rechte Szene. Aber seit Breiviks Mordraserei in Norwegen und der Entdeckung der *NSU* reagierte man sensibler auf alle ungewöhnlichen Signale aus der Szene. Dass Rillinger alias Rudi sich stark abschottete, trug dazu bei, dass er engmaschig überwacht wurde. Dany hatte ihn in Schunters Auftrag beschattet und diskret dessen Wohnung, Keller und Kfz durchsucht, aber glücklicherweise keine Waffen gefunden. Und, was ungewöhnlich war, auch keine Nazidevotionalien oder rechtes Schrifttum.

Dany nahm an, dass Rudi nur ein Schwuler war, der sich am Nazikult aufgeilte. Magda war geneigt, ihm zu glauben, bis Libelle im vergangenen Dezember bei Rudi Geld abschöpfte, das er ihm angeboten hatte. Eine Spende zur Unterstützung des Aufbaus einer neuen rechten Terrorzelle. Immerhin 7.000 Euro. Magda Schunter beriet den Fall ausgiebig mit ihren Klienten, nutzte ihre Kontakte zum Innensenator Berlins und dem Bundesamt für Verfassungsschutz und veranlasste, dass Libelle seiner Zielperson eine Legende vom Aufbau einer geheimen Zelle erzählen sollte. Vier Männer, eine Frau. Standort Hamburg. Ziel: Anschläge auf die so genannte linke Kampfpresse, die Rudi besonders hasste. Libelle überschritt dann allerdings die Grenze des Legalen, was Magda Schunter zu decken entschlossen war. Als *Contractor* blieb ihr nichts anderes übrig. Er animierte Rillinger zu weiteren Zahlungen. Rudi ging sogar so weit, dass er sein Lieblingsstück, eine *Rolex Oyster Perpetual*, in einem Pfandhaus in Kreuzberg versetzte, um die fiktive Terrorzelle zu unterstützen. Seit dieser Zeit wurde Rudi ganz oben auf der Liste der gefährlichen Personen geführt.

Dass Rillingers Vater SED-Mitglied war und als hauptamtlicher Mitarbeiter bei Mielke in der Normannenstraße gearbeitet hatte, war Magda Schunter bekannt. Um Details hatte sich bisher keiner gekümmert. Dazu war die Personaldecke bei der ‚SDD‘ viel zu dünn. Es gehört zu den Binsenweisheiten, dass sich die Söhne politisch oft völlig anders orientieren als ihre Väter.

Magda Schunter begann an diesem Mittag sofort eigene Nachforschungen über Arthur Rillinger anzustellen. Sie hatte Zugang zu praktisch allen behördlichen Datenbanken wie auch großer Unternehmen, ganz besonders jenen, an denen

der Staat beteiligt war. Sofern ihr das nicht über gewisse Kanäle gestattet war, sorgte eine Mitarbeiterin dafür, dass sie User-ID und Passwörter bekam. Das Ergebnis der Recherche war dennoch im Falle von Arthur Rillinger eher mager. Ein Foto vom Bezirksamt Hohenschönhausen aus dem Personalausweis, ein zweites vom Angelschein, Rentenanspruch und –bescheid. Beide Fotos zeigten einen ausgemergelten Mann mit Augenringen und dünnen, hellen Haaren. Seine Personalakte im Ministerium für Staatssicherheit war nach der Wende unauffindbar. Dass der alte Rillinger einen Film versteckt haben könnte, der einer ehrgeizigen Dokumentarfilmerin 25.000 Euro wert war, das war völlig neu.

Gegen drei Uhr nachmittags bestellte Magda Schunter Dany in ihr Büro und gab ihm den Auftrag, sich um Rudi und Bartholdy bei deren Rendezvous am Abend zu kümmern. Klare Ansage: Es galt eine CD sicherzustellen. Dazu musste sie den Klarnamen und die Adresse preisgeben, ein Vorgang, der ihr immer schwer fiel, obwohl sie davon ausgehen konnte, dass sie ihren Leuten vertrauen durfte.

„Kann ich den Kleinen mitnehmen? Zu zweit ist es leichter.“

Magda nickte, und Dany ging in das Zimmer neben seinem, wo ein langer, elastisch wirkender Mann von knapp dreißig Jahren an seinem Rechner saß und im Auftrag der Chefin weitere Informationen über Arthur Rillinger suchte. Herbert hatte von Dany nicht den Spitznamen „Kleiner“ bekommen, weil er körperlich mickrig gewesen wäre, Herbert war 1,94 m lang und sportlich. Dany nannte ihn den ‚Kleinen‘, weil er der Jüngste war und manchmal etwas unerfahren wirkte. Der Kleine machte das Spiel amüsiert mit. Und außerdem war ‚Herbert‘ ein blöder Deckname, fanden beide.

„Kleiner, lass’ liegen“, sagte Dany, „Frau Schunter will, dass wir heute um sieben in Hohenschönhausen einen Film abholen.“

„Mit oder ohne?“

„Vorsichtshalber mit“, antwortete Dany und wartete, bis der Kleine seine *Walther* aus dem stählernen Waffenschließfach geholt hatte.

Während es in Berlin schon dunkel wurde, strahlte in Kuba ein junger, klarer Wintertag mit 22° C im Schatten. Das *Sandals* ist ein weitläufiger Hotelkomplex fast am Ende der kubanischen Halbinsel Varadero, wo letzte Ausläufer des

Landes ins Meer übergehen. Die Architektur der Anlage orientierte sich an Ferienvillen reicher Habaneros aus längst vergangenen Zeiten, als die Städter, und nicht die Touristen, hier Ruhe und Zuflucht vor der Sommerhitze gesucht hatten. Die normierten Zimmer und Suiten im *Sandals* waren gepflegt und auf die Bedürfnisse des gehobenen Massentourismus ausgerichtet, Speisen und Getränke im *All Inclusive* Angebot entsprachen fast europäischem Standard. Es war eine der teuersten und jüngsten aller Anlagen, aber noch weit entfernt von dem, was man in Europa unter Luxus verstand.

Guntram Notz fühlte sich trotzdem wohl. Im Gewusel der überwiegend kanadischen Urlauber fiel er allenfalls dadurch auf, dass er zwar gedrungen, aber relativ schlank war und viel las, statt ständig zu essen und zu trinken. Altersmäßig passte er mit seinen 65 Jahren perfekt ins Bild. Notz staunte jedes Mal über die vielen extrem fetten Gäste und darüber, dass fast alle in diesem Ghetto tagsüber mit einer Thermoskanne für Bier oder Cocktails herumliefen, die teilweise Humpen, teilweise Sammelbüchsen nachempfunden waren und ein Mundstück ähnlich einer Schnabeltasse hatten. Man ersparte sich damit, öfter als unbedingt nötig, zu einer der Bars zum Nachfüllen zu gehen. Eine Druckbetankung dieser Behältnisse fasste im Durchschnitt einen Liter.

Gelegentlich wurde Notz auf Englisch oder im typischen französisch-kanadischen Dialekt angesprochen. Er antwortete freundlich und unbestimmt und ging seiner Wege. Ihm lag daran, dass man sich nicht an ihn erinnerte. Allerdings gab es hie und da Frauen, die sich an den kalten Blick des an sich sehr freundlichen Mannes erinnerten, der etwas Verunsicherndes, vielleicht sogar Gefährliches hatte. Besonders die intensiv grünen Augen. Notz war kein wirklich kalter Mensch, aber er hatte in seinem Beruf und auch privat gelernt, sehr hart und unnachgiebig zu sein. Nur wenige Menschen ließ er näher an sich heran. Wo er in Berlin zu Hause war, mussten sogar seine engsten Freunde nicht.

Weil er wegen der Zeitumstellung früh aufwachte, trieb es ihn jeden Tag bei Sonnenaufgang an den weiten Strand, und er schwamm ein Stück hinaus. Auf dem Rückweg begegnete er stets einem Mann, der in den ersten Strahlen der Sonne unmittelbar am Ufer Tai Chi übte und dessen junge, schöne Frau mit enormen Kopfhörern am Strand joggte. Notz gefielen die geschmeidigen, zeitlupenförmigen Bewegungen des Mannes. Er wusste, dass sie große

Konzentration und Körperbeherrschung erforderten. Kampfrituale, mit denen man sich auf den Tag vorbereitete. Wäre vielleicht nicht schlecht für ihn selbst, dachte Guntram Notz. Und er schaute gerne der schlanken Frau nach, die so spielend auf Sand lief, als wäre es eine Tartanbahn. Wie in zufälliger Harmonie trafen sie sich am Ende ihres Trainings und rannten nebeneinander ins Wasser.

Notz wanderte noch eine halbe Stunde am Strand entlang Richtung Norden, den Kopf gesenkt, bis er in den Wellen der sanften Brandung eine geeignete versteinerte Koralle fand. Sie war weiß und hatte eine spiralförmige Struktur an der Oberfläche. Sie würde gut zu den anderen Steinen auf dem Grabmal von Wolfgang Kuechner passen, dachte Notz. Er hob die Koralle auf, wog sie in der Hand und steckte sie in die Tasche seiner Shorts.

Er ging zurück ins Hotel zu einem späten Frühstück. Es wurde nicht viel angeboten, was er mochte. Er schaute beim Essen eine Weile drei Damen in seinem Alter beim Aerobic zu. Neben ihm am Tisch zankte ein Paar in giftigem Ton. Notz war froh, dass er alleine lebte. Er las viel, momentan Hans Falladas „Jeder stirbt für sich allein“, und beobachtete in der Bar beim Kaffee mit einem stillen Lächeln, wie ein Mitarbeiter der kubanischen *Medienverwaltung* im diskreten Zivil aller Geheimdienstler in karibischen Staaten, hellblaues Hemd und dunkle Hosen, eine lange Schlange von Touristen abfertigte.

Die Castros verwehrten den eigenen Leuten hartnäckig jeden Zugang zum Internet und waren so dreist, alle Touristen einzeln zu registrieren. Wer sich über das Hotel-Wlan einwählen wollte, musste sein Laptop oder sein iPhone beim Mitarbeiter der *Medienverwaltung* abgeben, der ab etwa 11 Uhr für eine Stunde in der Bar zu sprechen war. Widerspruchslos und geduldig stellten sich die Europäer und Amerikaner an und warteten, bis das Blauhemd ihre IP-Adresse in seinem Rechner notiert und den Zugangscode für das Hotelnetz im Gerät des Touristen eingegeben hatte. Nun konnte die *Dirección de Inteligencia*, kurz DI, immer und überall ganz offen im Land die Mails lesen und alle Bewegungen in dem ohnehin sehr beschränkten kubanischen Netz nachvollziehen. Allen war das klar, aber keiner stellte Fragen oder protestierte. Das passte ins Bild. Es wäre übertrieben, wenn man sagen würde, Guntram Notz hätte eine sehr positive Meinung über die Mündigkeit und Zivilcourage der Bürger in den westlichen Demokratien.

Notz hatte keines seiner elektronischen Geräte dabei. Vorsichtshalber. Seine Mission vertrug keine Kontrolle durch die *Dirección de Inteligencia*. Wie jeden Morgen seit seiner Ankunft ging er nach dem Frühstück in sein Zimmer, um aus dem Hotelsafe ein beachtliches Päckchen mit Dollarscheinen zu nehmen, das er erst wieder zurücklegte, wenn die Mädchen das Housekeeping erledigt hatten.

Kimh saß abends mitten zwischen Umzugskisten am Esstisch in der Wohnung des kürzlich verstorbenen Arthur Rillinger in Hohenschönhausen. Die Möbel waren zusammengerückt worden, Bilder waren abgehängt. Auf dem Boden lag ein Haufen Bücher. Eine Stalinbiografie, Marx/Engels-Werke, Bildbände über die Ostsee und das Erzgebirge, Honecker-Reden, Krimis aus den 90ern. Am Fenster brannte noch das blauviolette Licht, wie es in vielen DDR-Haushalten üblich war, um ein kleines grünes Paradies inmitten der Plattenbautristesse zu schaffen. Arthur Rillingers vertrocknete Pflanzen waren achtlos in eine Ecke geworfen worden, sie brauchten das Licht nicht mehr.

Kimh startete ihr Laptop und legte die silberne Scheibe mit einer alten, handgeschriebenen Archivnummer des MfS ein. Entweder ein alter Rohling oder schon vor längerer Zeit gebrannt. Karsten Rillinger ließ sie nicht aus dem Auge. Er war auffällig klein, vielleicht kaum 1,60 m. Er roch nicht unangenehm nach einem Aftershave, aber sonst war nichts an ihm attraktiv. Er wirkte trotz seines gestählten Körpers und seines entschlossenen Händedrucks eher weichlich und trotz seiner finsternen Miene unsicher.

Kimh besaß von Berufs wegen mehrere Programme, um auch seltene oder ältere Videodateien abspielen zu können. Und tatsächlich, die Datei auf der Video-CD öffnete sich. Wegen der geringen Speicherkapazität des alten Mediums konnte der Film nicht lang sein. Kimh starrte gefesselt auf den Bildschirm.

Die ersten Einstellungen kannte sie von YouTube. Uwe Barschel und seine Frau in einem romantisch verschneiten Wald wie ein jung verliebtes Paar, dann ein Schnitt, Barschel mit seiner Frau und den drei Kindern Ball spielend vor der kleinen Villa in Mölln, wo sie wohnten.

Dann flimmerte das Bild, rauschte. Und schließlich in schwarz-weiß und ohne Ton, neue Einstellungen, die sie noch nie gesehen hatte. Ein Mann, der aussah wie Uwe Barschel, spielte darin die Hauptrolle. Die Aufnahme war unscharf, teilweise verwackelt, aber der ehemalige Ministerpräsident von Schleswig-Holstein war gut zu erkennen.

Er saß in einem Hotelzimmer an einem Tisch zusammen mit einem Mann, der der Kamera den Rücken zuwendete. Aus der Kamerabewegung schloss Kimh, dass sie nicht starr auf einem Stativ montiert war, sondern von einer dritten Person aus der Hand bedient wurde. Als nächstes fiel ihr auf, dass Barschel anscheinend nicht mitbekam, dass er gefilmt wurde. Er wirkte entspannt und erstaunlich selbstsicher. Auf dem Tisch lagen Blätter, vielleicht Fotos. Zwei oder drei.

Barschel schenkte seinem Gegenüber und dann sich selbst Rotwein ein. Der Mann nippte kurz, Barschel nahm einen kräftigen Schluck, und der Mann gab Barschel einen Koffer, den Barschel sofort auf den Schoß nahm und öffnete. Die Ablenkung von Barschel nutzte ein zweiter Mann, um schnell etwas in die Weinflasche zu tun und dem Ex-Ministerpräsidenten nachzuschenken. Barschel begann die Geldscheine zu prüfen und zu zählen. Er wirkte wie ein umsichtiger Geschäftsmann und nicht wie ein geldgieriger Kleinbürger. Sein Gesprächspartner hob sein Glas, auch Barschel, beide tranken einen Schluck, und Uwe Barschel wirkte kurz danach plötzlich verlangsamt. Er schwankte sichtbar auf dem Stuhl.

„Schneller“, sagte Karsten Rillinger, „ich habe nicht so viel Zeit.“

Kimh ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Ich muss den Film erst ganz sehen, bevor ich zahle.“

„Es gibt doch so was wie einen Schnellvorlauf.“

Kimh konzentrierte sich auf den Film. Nach einem rauen Schnitt war ein dritter Mann im Bild. Barschel war in der Einstellung zunächst nicht zu sehen. Der Neue holte ein kleines Jack-Daniels-Fläschchen aus der Minibar. Er öffnete den Verschluss und tröpfelte mit einer Pipette ein wenig Flüssigkeit hinein. Dann ging er zu Barschel, der apathisch auf dem Stuhl saß. Der Neue flößte ihm das Gebräu durch eine Magensonde ein, die undeutlich an der Nase des

Ministerpräsidenten zu erkennen war. Das schien zu klappen, obwohl Barschel sich müde zu wehren versuchte. Er sackte jedoch noch tiefer in sich zusammen. Aber dann kam er wieder zu sich.

Rillinger spähte Kimh über die Schulter und sagte: „Geil, nicht?“

Kimh wusste nicht genau, was Rillinger meinte, antwortete dennoch: „Ja.“

„Profis, richtige Profis!“ Rillinger war Begeisterung anzuhören.

„Scheint so. – Wo ist eigentlich das Original?“

„Das ist das Original. Eine so genannte Video-CD. Hatte die Staatssicherheit damals schon. Die hatten alles, was Weststandard war, als erstes.“

“Warum bieten Sie den Film eigentlich nicht dem *SPIEGEL* oder der *Süddeutschen* an?“

„Die sind nicht richtig unabhängig“, sagte Rillinger diplomatisch, „die sind einfach nicht objektiv.“

Kimh blieb skeptisch. „Oder haben die das Material geprüft und das Geld nicht ausgeben wollen?“

„Wir können das hier auch abbrechen.“

Kimh war klar, dass ihr Geld weg war, wenn sie Rillinger den Umschlag von der Bank gab. Auch wenn der Film ein Fake war. Das Geschäft lief nach Rillingers Ansage ab, ohne Spuren zu hinterlassen. Bisher allerdings hatte Kimhs geübtes Auge noch nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine Fälschung entdeckt.

Das Bild wackelte, die Kamera suchte Schärfe, dann erblickte Kimh Barschel bei dem Versuch, von seinem Stuhl aufzustehen. Er strauchelte, versuchte sich festzuhalten, stürzte mit dem Kopf auf die Tischkante, dann auf den Boden. Von dem Schreck und dem Schmerz war er wieder einigermaßen klar geworden. Er kam auf die Beine, wehrte sich vehement gegen die beiden Männer, die ihn fassen und niederringen wollten. Barschel schlug um sich, die Angreifer wichen in den kleinen Flur des Zimmers aus, Barschel folgte ihnen torkelnd, halb stürzend. Sie gerieten aus dem Blickwinkel der Kamera.

Wieder ein Schnitt. Die beiden Männer hoben den regungslosen Barschel an Händen und Füßen im Flur hoch und stießen die Tür zum Bad auf. Die Kamera schwenkte mit. Das Gesicht eines der Männer konnte man im Licht der Leuchte im Flur für den Bruchteil einer Sekunde vielleicht einigermaßen erkennen. Es war der zuletzt dazu gekommene, der den Whisky präpariert hatte.

„Wer ist das?“ Kimh zeigt auf das Gesicht auf dem Bildschirm.

„Keine Ahnung.“

„Ihr Vater?“

„Nein. Sicher nicht.“

„Kannte Ihr Vater den Mann?“

Rillinger zuckt mit den Schultern.

„Aber er hat doch bestimmt mit Ihnen über den Film gesprochen.“

„Nein, nur dass da was ist, was man verkaufen könnte.“

„An was ist ihr Vater eigentlich gestorben?“

„Er war einfach nur alt.“ Rillinger deutete auf den Bildschirm. „Da schau’ her, man sieht genau, wie sie Barschel fertig machen. Guck’ mal.“

In der letzten Einstellung war zu sehen, wie die Männer Uwe Barschel in die Badewanne legten, der Mann, dessen Gesicht zu erkennen gewesen war, drapierte ein Handtuch unter den Arm des Bewusstlosen und bettete den Kopf darauf. Der andere Mann drehte die Wasserhähne auf. Das Bild flackerte kurz, kam noch einmal zurück und zeigte Uwe Barschel in unveränderter Haltung in der fast vollen Wanne, genau so, wie seine Leiche später auf den Fotos des *Stern*-Reporters Sebastian Knauer zu sehen war. Dann brach der Film ab. Routinemäßig ließ Kimh noch den Schnellvorlauf bis zum Ende des gebrannten Teils der CD durchscannen.

„Das war’s“, sagte Rillinger. „Jetzt die 25.000 Euro.“

Kimh blickte vom Rechner auf und schaute Rillinger an. Der streckte fordernd die Hand aus. Kimh nahm aus ihrer Tasche einen dicken Umschlag und gab ihn

Rillinger, der ihn öffnete. Geldscheine in kleiner Stückelung. Wie verlangt. Rillinger zählte.

Ohne dass der Mann es registrierte, steckte Kimh einen Stick in den USB-Port ihres Rechners und überspielte den Film von der CD. Rillinger war fertig mitzählen und wurde wütend.

„Nur 23.500 ... Scheiße ... das ist viel zu wenig ... ist das. Am Telefon haben wir gesagt 25!“

„Mehr habe ich nicht.“ Sie warf die CD aus, legte sie demonstrativ auf den Tisch und klappte ihr Laptop zu, dabei zog sie unauffällig den Stick aus dem Rechner und verbarg ihn in ihrer Hand. Sie hätte jetzt die Diskussion abrechnen und diesen Rillinger links lassen können. Sie hatte die Daten. Und nichts verband sie mit diesem Mann mit den gegelten Haaren. Aber Kimh war kein Mensch, der andere kaltblütig betrog. Alles was sie aufreiben konnte, steckte in diesem Umschlag. Sie war immer noch bereit, das Geschäft abzuschließen. Aber sie pokerte:

„Nehmen Sie Ihre CD und geben Sie mir mein Geld wieder. Sie können es vielleicht doch beim *SPIEGEL* probieren.“

Rillinger griff nach der silbernen Scheibe, drehte sie unschlüssig in der Hand und knurrte dann das Wort „Erpressung“.

Kimh schaute dem Mann herausfordernd ins Gesicht. Rillinger knickte ein und verstaute das Geld in einem schwarzen Rucksack. Er warf die CD auf den Tisch und fauchte:

„Machen Sie, dass Sie abhauen.“

Beiläufig schob Kimh den Stick in die hintere Tasche ihrer Jeans, verpackte die CD in einer Plastikhülle, steckte sie zusammen mit dem Laptop in ihre Handtasche und verließ mit einem kühlen Nicken die Wohnung des verstorbenen Arthur Rillinger.

Als sie in den schwach beleuchteten, verdreckten und vermalten Flur trat und zum Aufzug ging, sah sie, dass vor dessen Schiebetüren ein Mann von etwa 40 Jahren wartete. Er passte mit seinem Anzug, seiner Brille und seiner Krawatte

eigentlich nicht in diese ärmliche Platte. Vielleicht ein Versicherungsvertreter, dachte Kimh und grüßte flüchtig, als sie sich hinter ihn stellte. Der Mann hatte eine Hand lässig in der Tasche und grüßte murmelnd zurück, ohne sich umzudrehen. Sie sah sein Gesicht nicht und war auch nicht scharf darauf.

Dany hatte den Lift genau in dem Augenblick gerufen, als Kimh aufgetaucht war. Das verabredete Zeichen hatte er mit einer vorbereiteten SMS an den Kleinen geschickt. Die Seile des Aufzugs knarrten im Schacht. Der Korb kam von oben, wie man an der Leuchtanzeige über der Tür erkennen konnte. Als er anhielt, sah Kimh, dass ein baumlanger Mann in einem Trainingsanzug mit cooler Lederjacke, Wollmütze und Lautsprecherstöpseln im Ohr im Lift stand. Der Lange starrte geradeaus. Sein Gesicht war nicht zu erkennen, denn er trug einen Schal über den Mund. Kimh stieg zu, Dany hinter ihr. Man hörte kratzend und wimmernd die laute Musik, zu der der lange Typ wippte. Kimh ignorierte ihn. Sie presste instinktiv ihre Handtasche an sich, obwohl keiner der beiden Männer so aussah, als würde er sie überfallen und ausrauben wollen.

Der Aufzug fuhr los. Kimh hatte ihre Tasche an die Brust gepresst und schaute geradeaus auf die zerkratzte Innenverkleidung. Plötzlich drückte der Schlipsträger den Nothalt-Schalter. Der Lift stoppte ruckartig, und das Licht erlosch. Kimh erschrak, fuhr herum. Der Ohrstöpseltyp hatte sich die Mütze über das Gesicht gezogen. Auch Dany hatte blitzschnell eine schwarze Maske übergestreift, wie sie von den SEKs benutzt wird, obwohl sie sicher sein konnten, dass Kimh ihre Gesichter nicht genau erkennen konnte. Von oben erleuchtete eine Notlampe ungenügend den Schacht.

Die beiden versuchten Kimh zu packen und ihr die Tasche wegzureißen. Kimh schrie und trat um sich. Ihre Stimme hallte im Haus. Der Schlipsträger versuchte, ihr den Mund zuzuhalten. Kimh biss zu. Der Mann ließ los, ohne Anzeichen von Schmerz. In der engen Kabine folgte ein kurzes Handgemenge, weil Kimh sich mutig und mit enormer Kraft und Zähigkeit wehrte. Sie schrie jetzt nicht mehr vor Schreck, sondern aus purer Aggression. Es knallte und rumste, der Liftkorb ruckte. Eine klaustrophobische Situation.

Es dauerte fast zwei Minuten, bis die Männer die junge Frau im Griff hatten. Sie pressten Kimh in einem Würgegriff mit Gewalt gegen die Aufzugwand. Kimh

ächzte. Sie bekam keine Luft. Panik jagte ihre Herzfrequenz hoch. Dany hatte es geschafft, ihr die Tasche abzunehmen. Er öffnete sie, obwohl sie mit dem Gurt noch an Kimhs Arm hing, und filzte schnell den Inhalt. Kimh versuchte, sich noch einmal mit letzter Kraft loszureißen.

Der Kleine erhöhte den Druck auf ihre Kehle. Kimh geriet in gefährliche Atemnot. Doch der Kleine ließ nicht einen Millimeter nach. Kein Wort fiel. Endlich hatte Dany die CD gefunden. Der Kleine sah das und lockerte den Griff.

Dany löste den Notschalter. Kimh rang keuchend nach Luft. Sie war unfähig sich zu wehren oder zu bewegen, denn der Kleine hielt sie an beiden Armen, hatte sein Knie brutal von hinten in ihren Schritt gesetzt und presste ihren Kopf in den Winkel des Korbes. Der Aufzug fuhr bis ins Kellergeschoss, wo ihn der Schlipsträger noch einmal blockierte. Kimh hustete, zuckte unkontrolliert und röchelte.

Dany hatte einen Schlüssel, mit dem er die Rückwand des Lifts aufschloss und öffnete. Dahinter war ein Flur, der in den Keller führte. Dorthin verschwanden die beiden Männer mit Kimhs Laptop und der CD, nachdem sie Kimh losgelassen hatten. Mit einem lauten metallenen Knall schloss sich die Hintertür des Lifts. Kimh rutschte wie leblos an der Wand herunter. Sie rang nach Luft, griff sich an den Hals. Sie blutete aus der Nase, schmeckte ihr Blut, das hinten in die Kehle rann und sah ihre rot verschmierte Hand. Kein Wort war gefallen. Irgendwo bollerte jemand an eine der Lifttüren im Haus und rief:

„Lifftür zu!“

Kimh rührte sich mühsam. Keuchte, erbrach sich fast, weil sie in der Kehle ein anhaltend massives Fremdkörpergefühl hatte, rappelte sich auf. Sie orientierte sich, knipste den Notschalter aus. Der Lift surrte nach oben ins Erdgeschoß. Kimh stützte sich an der Wand ab, ging hinaus und suchte ein Taschentuch für das Blut in ihrem Gesicht. Die Handtasche lag auf dem Boden, ein Teil des Inhalts war ausgekippt. In den Hosentaschen hatte sie kein Tempo – aber der Stick war noch da. Gott sei Dank, der Stick! Hoffentlich waren wirklich alle Daten drauf.

Als Kimh an der schneidend kalten frischen Februarluft war, setzte sie sich erschöpft auf eine Betonbank in der Nähe des Eingangs. Sie zitterte vor Wut

und Verzweiflung. Nach zwei, drei Minuten wählte sie auf ihrem Handy, das sie umständlich aus der Handtasche zog, die „110“, doch bevor sich jemand meldete, überlegte sie es sich anders und brach das Gespräch ab. In ihrer Kehle klemmte etwas. Sie hustete, versuchte den Hals frei zu bekommen und würgte, bis der Brechreiz einigermaßen nachließ.

Kimh vermutete, dass Rillinger hinter dem Überfall stecken könnte. Sie beschloss trotz der Kälte und ihrer Atemnot in der Nähe zu warten und den Eingang im Auge zu behalten. Keine fünf Minuten später kam Rillinger mit einem Umzugskarton und seinem Rucksack heraus und ging zu einem Polo auf dem Parkplatz. So unbefangen, wie er sich verhielt, glaubte Kimh nicht, dass er etwas mit der Sache zu tun hatte. Wenn er sich mit einem der beiden Typen gezeigt hätte, Kimh hätte trotz anhaltenden Würgereizes die Männer wie eine Wildkatze angefallen. So ließ sie den kleinen Typen wegfahren, ohne sich auf der Betonbank zu rühren. Wenn sie doch nur den Hals frei bekäme! Sie tastete vorsichtig mit den Fingerspitzen an der Kehle herum, fand aber nichts Auffälliges unter der Haut.

Nach einer Viertelstunde bekam sie plötzlich einen schweren Schüttelfrost, verbunden mit massiver Atemnot. Irgendetwas in ihrem Hals schwoll anscheinend zu.

(...)